

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 11.
Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.
Berlin, 10. März 1889.
Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/4 M.
XVI. Jahrg.

Kassenzug verboten.

Unter dem Niagara-Falle.

Novellette von Doris Freiin von Spaettgen.
Niagara-Falls, den 18. October.

Theure Carrie!
Der glühendste Wunsch meines Lebens ist wirklich in Erfüllung gegangen. Ich bin unter dem Niagara-Falle gewesen! Nicht allein, daß es mir vergönnt war, das tollstallste Natur Schauspiel unserer Erde zu bewundern, in stummer, stauender Erstarrung verfinstern, die gigantischen Fälle in die Tiefe stürzen zu sehen, während mir dabei ein eisiges Gruseln über jenes Wunder durch die Glieder bebt, — nein, Carrie, Herzensschwester, in die berühmte cave of the winds (Windhöhle) bin ich mit Papa hinabgestiegen!

Von Goat-Island aus ist es möglich, unter die Fälle zu gelangen, oder richtiger gesagt: unter den Raum zwischen der Felsenwand und den über dieselbe hinabstürzenden Fluthen des amerikanischen Falles. Kaum glaublich ist das, und doch ist es nur der kleinste Theil der mächtigen Katarakte, unter welche ein menschliches Wesen sich wagen kann.

Indeß ist es durchaus nicht meine Absicht, Dir, Du Haisfuß, der aus purem Mangel an Courage sich an unserer schönen Partie nicht beteiligen wollte, eine eingehende Naturbeschreibung zum Besten zu geben. Wenn es Dich interessiert, so nimm Dir ein Reisehandbuch vor, und Du bist schneller orientirt, als ich es zu thun vermöchte. Nur von einem allerliebsten Abenteuer muß ich Dir noch berichten. Denke Dir: ein Abenteuer unter dem Niagara-Falle! So etwas erlebt ein einfacher Sterblicher, ein Mädchen von neunzehn Jahren, und noch dazu eine Deutsche, nicht oft im Leben!

Höre also!

Der Fremden-Andrang an den Fällen war, wohl der vorgegerückten Jahreszeit wegen, nicht mehr sehr groß. Nur fünf Personen, darunter Papa und ich, machten sich auf den Weg nach der Windhöhle; ich als die einzige Dame, was meinen Stolz nicht wenig hob, besonders, da man mir von verschiedenen Seiten das wirklich Gefährliche und Anstrengende unseres Unternehmens klar zu legen sich bemühte. Vor Allem war es ein junger Deutscher, — die Visitenkarte, welche er uns reichte, lautete: „Arnulf Clemens, Privatdocent. Berlin“, — der fast außer sich darüber gerieth, als er erfuhr, daß ich die Herren begleiten, mein blutjunges Leben, wie er feurig sich ausdrückte, diesen elementaren Mächten der Tiefe preisgeben wolle. Er selbst habe den Weg durch die Windhöhle in wissenschaftlichem Interesse schon einmal gemacht, kenne daher die gefährliche Passage ziemlich genau, worauf er dann noch eine schauerliche Schilderung derselben folgen ließ. Doch ich blieb unerschütterlich und lachte. Nichts in der Welt hätte mich auch von meinem Vorhaben abzubringen vermocht. Hatte mein Widerstand den Deutschen verlezt oder gekränkt? — ich weiß es nicht. Wenigstens verlor ich ihn bald darauf aus dem Gesicht, das heißt, sein Gesicht verlor sich unter der riesigen Kapuze des sogenannten „wasserdichten“ Anzuges aus safran-gelbem Wachstuch, womit man uns vom Kopfe bis zu den Füßen bekleidete. Nebenbei vervollständigten monströse Filzpantoffeln, die einem Feden von uns unter die Füße gebunden wurden, die originelle

Toilette. Das Betreten des nassen, schlüpfrigen Gesteins wäre ohne letztere auch eine Unmöglichkeit. Und so traten wir, derartig ausgerüstet, die Reise nach der Unterwelt an.

Aber, o Carrie! Deine waghallige kleine Schwester hatte doch ihren Muth und ihre Kräfte überschätzt. Gar schnell verschwand das übermüthige Lachen von meinem Gesicht, und fast bereuete ich, Mr. Clemens' wohlmeinender

Warnung kein Gehör geschenkt zu haben. Ein unheimliches Brausen und wahrhaftes Donnergetöse umring uns bald, und der ungeheure Luftdruck, durch die Gewalt und Geschwindigkeit des herabstürzenden Wassers verursacht, übte einen so beklemmenden Einfluß auf unsere Lungen aus, daß man kaum zu athmen vermochte. Ueber unsere Häupter hinweg raste und rauschte die Wasserfluth mit betäubendem Gebrüll in den Abgrund



Emma Müller

G. MEYER



Seidenbegängnis des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich: Aufzug des Seidenzuges vor der Kapuziner-Kirche am Neuen Markt in Wien. Von J. Goule. — Erste Seite 46.

das sie vergessen ließe, daß ihr Traum, ihre Hoffnung, ihre Sehnsucht zu Ende ist! — Sie weiß es jetzt: Malte hat auf der Heimreise Schiffsbruch gelitten und nichts gerettet, als sein Leben und die Kleider, die er trug. Also dafür hat er seinen Lohn gesammelt, hat sie einsam gearbeitet drei lange Jahre! Sie wirft einen bitteren Blick nach dem Hause. Da steht der Malte in der Thür und schaut nach ihr hin. Er ist so sonderbar, denkt sie, er läßt sie nicht aus den Augen; wo sie arbeitet, steht er dabei, und sieht sie ihn an, wendet er sich hastig ab, mit einem scheuen Blick, den sie früher nie an ihm bemerkt hat. Auch jetzt geht er rasch in's Haus.

Es ist noch früh am Morgen. Die Insel liegt still und unbelebt, fast wie im halben Schlafe. An jedem Halme, an jedem Blatte funkeln die nächtlichen Regentropfen im ersten Sonnenlichte; frisch und lieblich nicken die Blüten den Käfern zu, die schlummertrunken hier und dort emporkommen. Die dunkelblauen, glänzenden Schwalben schießen mit jubelndem Schrei hin und her durch die Luft, und unter dem dicken Strohdache schwätzen die Spazzen. Alles wie sonst wohl auch an einem sonnigen Sommermorgen. — oder ist es anders? Klang der Schwalben Ruf immer so hell und scharf, war das Gespräch der Spazzen jemals so unerträglich, so ohrenzerreißend?

Es ist nicht zum aushalten, denkt die Marte und geht langsam aus dem Garten hinauf auf die hohe Düne. Der Morgenwind bläst ihr lustig in's Gesicht und spielt mit ihrem Haare, so kühl, daß sie leise fröstelt trotz der hellen Sonnenstrahlen. Sie wirft einen Blick hinunter auf das Dorf, das so ruhig, so sonnig daliegt, dann setzt sie sich in den weißen Sand, in des Schlehdorns Schatten und starrt hinaus in die glühende See. Es ist ihr Lieblingsplatz. Hier spannt sie die ersten Traumbilder von einem glänzenden, herrlichen Leben, so schön, so schön, wie sie es nicht ausdenken kann, da sie es ja nicht erlebt hat. — und jetzt? Vorbei! —

Durch den Sand knirschten Tritte. Sie weiß, wer es ist, aber sie wendet sich nicht um, bis der Mann dicht hinter ihr steht und leise ihren Namen nennt. Da blickt sie ihn mit ihren stahlgrauen Augen an und erschrickt über sein jahles Antlitz; aber sie sagt nichts und wendet das Gesicht nach der See.

Er setzt sich schwerfällig neben sie in den Sand. „Malte,“ fängt er hastig an, als wollte er sich selber zuvorkommen und jede Ueberlegung zurückdrängen. „ich sagte Dir, ich hätte Alles verloren, bis auf die Kleider an meinem Leibe, und sei arm zurückgekommen. Es ist nicht wahr, Malte,“ — er packt ihren Arm und spricht immer rascher, wie im Fieber, — „Du willst reich sein, und Du sollst es sein. Da ist es, da, was Dich reich macht, reicher als der Lohn, den ich ersparte! Nimm es, nimm es, aber lache wieder, —“ er zieht einen dicken goldenen Halsreifen aus der Tasche und wirft ihn ihr in den Schoß, und köstliche Ornamente aus schwerem, glänzendem Golde, die er mit zitternder Hand verstreut. Aber sie lacht nicht; mit einem Schrei richtet sie sich halb auf, daß das Gold in den Sand fällt, und mit weit zurückgebogenem Leibe starrt sie entsetzt auf den Reichtum, der vor ihr liegt.

„Warum fürchtest Du Dich?“ fragt Malte, und seine Zähne schlagen zusammen in dem kalten Winde, der ihn frösteln macht. „Du darfst Dich nicht davor fürchten, denn ich, — erwarb es für Dich, da Du reich sein wolltest um jeden Preis!“

„Malte, Du hast es gestohlen,“ sagt sie schauernd, „oder gar —“

„Ja“, lacht er bitter, „und Du wendest Dich von mir ab! Recht so! Wer hat mir bei Tag und bei Nacht von Gold und von Geld vorgesungen? Das warst Du! Du sagtest, Du könntest nicht leben ohne das Geld; da hast Du es nun!“

Sie antwortet keinen Laut, sie ist schwer in sich zu-

sammengesunken und verharrt regungslos, das Gesicht in die kalten Hände gepreßt. Nichts regt sich, als der Wind, der kühl und leise an ihnen vorüberstreicht, aber sie merken es nicht.

„Warum redest Du nicht zu mir?“ fragt er und schüttelt ihren Arm. „bin ich Dir zu schlecht dazu?“

„Gieb dem das Gold zurück, dem es gehört, Malte,“ sagt sie dumpf, „ich will es nicht, ich fürchte mich davor.“

„Der, dem es gehörte, ist todt, — laß mich erzählen,“ setzt er hastig hinzu, da sie zusammenzuckt. — „Du mußt mich hören. Er kam unterwegs als Matrose zu uns an Bord, von Indien“, sagte er. Er sah



nicht gut aus, aber der Kapitän mußte ihn nehmen, weil er ihn brauchte; es war im Süden. Nicht lange danach bekam er das Fieber, und die anderen Matrosen mieden ihn aus Furcht vor Ansteckung; da dauerte er mich und ich pflegte ihn. Er sprach in seinen Phantasien immer von dem Schatze, von dem Golde, das da vor Dir im Sande liegt, Marte; er betastete es mit den fieberheißen Händen, und aus seinen stammelnden Worten entnahm ich, wo er es her hatte. Er hatte es aus einem ihrer Höpientempel gestohlen, Marte, und Niemand wußte jetzt um das Gold und die böse That, als er und ich. Täglich glitt das schimmernde Geschmeide durch meine Hände, wenn ich es ihm brachte, und zuletzt liebte ich es, wie er selbst es liebte. . . .“

„Weiter,“ sagt sie, da er schweigt. „Weiter?“ — „Ja,“ er schluckt, als säße etwas in seinem Halse, das ihn zu ersticken droht. „Eines Nachts sagte er mir, er wollte hinauf an die Luft, — ja; und ich erwiderte ihm noch, das sei ihm schädlich, aber er hörte nicht, und ich führte ihn nach oben und da, — als wir oben standen, — da, — er war so schwach, Marte, und ich dachte an das Gold in seinem Koffer, von dem Niemand etwas wußte, — und da, — warum stand er auch so nah, — ich, — ich hob die Hand, — ich faßte ihn an, — nur ein wenig, Marte, — ganz wenig, — da stürzte er über Bord. . . .“

Ihr Aechzen unterbricht ihn, aber es ist, als befreiten die Worte seine Seele, und so spricht er weiter. „Als ich um Hülfe rief, war es zu spät. Der Schatz war mein. Aber kein Platz war mir sicher genug vor Entdeckung. So barg ich das Gold auf meinem Leibe, und als das Schiff unterging, und wir uns retteten, da war der Schatz mein ganzes Hab und Gut.“

„Und nun klebt er uns Beiden für's ganze Leben an,“ sagt sie schauernd. „Wie werden wir ihn los? Wollten wir ihn verkaufen, so würden uns die Leute schön ansehen, und nicht lange, so ständen wir vor Gericht. Das überleb' ich nicht. Nun müssen wir die Schuld gemeinsam tragen, die Du um meinwillen begangen hast. Was bleibt uns übrig? — Aber wir tragen den Fluch des Todten mit uns heim.“

Bald nachher ist die Stätte in des Schlehdorns Schatten leer, der Wind bläst über die Düne und verwischt die tief eingegrabenen Fußtritte oben im Sande; er weht ihren Spuren nach bis in's Dorf und löschet sie aus. Die Sonne trinkt die Regentropfen, welche die Nacht gespendet hat und brennt heiß auf das Sand-

Eiland hernieder. Der Wind treibt mit dem völlig trockenen Sande sein altes Spiel; er hebt ihn auf, streut ihn über Blumen und Gras, weht ihn in die tiefsten Nische und trocknet die letzten funkelnden Tropfen. Und als die Sonne am höchsten steht, deckt eine feine lebentödtende Sandschicht, was am Morgen in schimmerndem Perlenschmucke erblüht war.

Der Tag ist vorüber gezogen; der Abendwind fächelt leise über Düne, weht durch die Dorfstraße und kräuselt ein wenig den Uferstrand. Aber Alles thut er leise, leise, um des Sommerabends Zauber nicht zu stören, denn wer weiß es besser, als der Wind, daß des Blütenkönigs Herrschaft nun bald ein Ende hat. Mit lautem Kreischen schreiben die Schwalben ihren Kreis in die laue Luft; nicht lange, dann tönt nur noch ihr leises Zirpen unter den dicken Strohdächern hervor, und leise sinkt die Nacht auf ihren weichen, grauen Fittichen zur Erde nieder. Was sie wohl sieht, die ewig-junge Nacht mit ihren großen Märchenaugen, während sie über Wald und Thal, über Blumen und Gras ihre dunklen Schleier breitet? Sie kommt über das Wasser und hüllt den rauschenden Wald in Dunkelheit; sie zieht über die Düne, über die winzigen Menschen-Wohnungen und über die nebelfeuchten Felder. Sie gleitet weiter über den unfruchtbaren Sand der Heide, wo die Wachtel ruft, bis zur Südspitze von Hiddensee, — gleitet ohne Aufenthalt wieder hinaus in die See. Wer hält die Nacht, die große dunkle, welche die Träume in der Menschen Herzen jäet? Sie zieht vorbei, unwissend, ob da Leid, ob Freude ihrer Saat entsprossen, unberührt vom tausend-jährigen Menschen-Schicksal, sie selber ein unwandelbar Geseß.

Der Wind raschelt durch die Sommernacht. Er regt die Blätter des Hollundertrauches und streut die Blüten verrätherisch auf ein paar junge Häupter, die sich flüsternd zu einander neigen; er weht durch die schlecht-schließenden Fensterrahmen und lüftet die Rosenwangen der schlummernden Kinder. Er belauscht die Frauen, die stridend auf den unbehauenen Steinstufen vor den Häusern sitzen und allerlei schwätzen, Gutes und Böses. Er huscht in die ziegelgeplasterte Hausflur des Wirthshauses und spielt mit dem Sande, den die großen Stiefel der Männer hineingetragen. Der rothe Schein der Lampe fällt durch die offene Thür, und dicke Wolken von Tabakrauch ziehen langsam hinaus in die reine Nachtluft.

Ein wenig steif, wie es ihren Sonntagskleidern zukommt, sitzen die Fischer um den langen weißen Holztisch und dampfen aus kurzen Pfeifen. Obenan sitzt der Schullehrer, dem seine Bildung den Ehrenplatz verschafft, dann kommen die Anderen nach der Größe ihres Besitzes. Marte sitzt untenan. Der Wirth geht von einem Gast zum anderen, hat aber keinen festen Platz.

Mitten im Gespräche klopft der Schullehrer seine Pfeife aus, reinigt sie umständlich, und indem er sie in die Tasche steckt, ruft er mit lauter Stimme den Wirth, daß die Uebrigen verstummen:

„Karl Bierl, bring' mir 'mal eine Cigarre und eine Flasche Vairisch.“

„Nu?“ sagt der Wirth und starrt ihn an ob solcher Verschwendung, und auch die Anderen sind erstaunt. Aber der Schullehrer fährt fort:

„Oder bring gleich ein Duzend Flaschen! Ich zahl'.“ „Hast wohl in der Lotterie gewonnen?“ fragt der alte Beckmann, dem der weiße Bart wie ein Kranz das rothbraune Gesicht umschleift.

„Oder eine Anstellung in Stralsund?“ meint der Wirth mit der Kupfer Nase, indem er ihm die dickbestäubte Cigarrenliste hinhält.

„Nichts da,“ sagt der Schullehrer, „zwei Thaler habe ich und krieg' noch zwei, und jeder von Euch kann ebensoviel bekommen und noch mehr, wenn er nicht dumm ist.“

„Daß Dich!“ meint der alte Bedmann; „aber Du sagst wohl nicht, wie das anzufangen ist?“

Der Schullehrer zieht gewaltig an seiner Cigarre und macht eine Bewegung mit der Hand, als ob er sagen wollte: „ich kann, wenn ich will, aber ich brauche es nicht zu sagen.“ Aber als Alle so gespannt auf ihn hinschauen, läßt er sich herab, das Wunder zu erklären.

„Ich war neulich in des alten Bedmann Boot in Stralsund zur Versammlung,“ erzählt er. „Da sprachen wir denn dies und das, und einer von den Herren sagte zu mir, ich sollte einmal zusehen, ob sich nicht zufällig bei meinen Bekannten Geräte von Stein oder Eisen fänden aus einer alten, längst vergessenen Zeit, aber es müßte viel älter sein, als von unseren Eltern und Ureltern, und müßte Niemand mehr eine Erinnerung haben, zu welchem Zwecke es einmal gedient haben mag. — Nicht, daß ich wüßte, Herr Schulrath, habe ich gesagt. Da hat er allerlei Dinge vor mich hingelegt und gesagt, ich sollte mich einmal besinnen, ob ich nicht so etwas hier im Dorje gesehen hätte. Darunter war ein Ding, wie ein Beil, aber von Stein und zerbrochen, da habe ich gesagt: ei, Herr Schulrath, gerade so eines liegt bei mir daheim, ist aber grün und schmutzig, da ich es im Wasser fand! Da ist er ganz wild geworden und hat gesagt, ich sollte es ihm bringen, und er wollte mir gleich zwei Thaler dafür zahlen, und wenn ich ihm das Ding abliefern, bekomme ich noch zwei, so gar werthvoll ist es ihm; und noch andere von den Herren erzählten, wieviel solche merkwürdige Steine sie schon gesammelt hätten und ich sollte mich schön darnach umthun.“

(Schluß folgt.)

Kabdruck verboten.

Im Heim des Grafen Moltke.

Ein Erinnerungsblatt zum 8. März von Fedor von Köppen.

In der lieblichen Hügel-Landschaft, welche den Gebirgsrücken des schlesisch-böhmischen Grenzgebirges vorgelagert ist, und auf welche die dunkelbewaldeten Hügel der Gule und des Jöhben ernst herabschauen, etwa eine Stunde von Schweidnitz, an der Straße nach Reichenbach, liegt ein stattliches Rittergut. Umgeben von einem weiten, schönen Parke, schaut das Schloß zwischen den dunklen Kronen mächtiger alter Ulmen und Linden mit seinem schwarzblauen Schieferdach freundlich hervor. Zwei römische Fechter stehen in kampfbereiter Stellung mit vorgehaltenen Schilden, gleichsam als Doppelposten, auf den beiden Thorpfeilern des Hofeinganges, und auf den Steinplatten der zum hohen Parterre des Schlosses hinaufführenden Freitreppe erblickt man zwei eroberte französische Geschütze aus der preussischen Siegesbeute des Jahres 1870.

Das ist das Rittergut Kreisau, welches Graf Moltke, der am 8. März dieses Jahres sein siebenzigjähriges Offiziers-Jubiläum feierte, mit der ihm vom Staate als National-Belohnung zuerkannten Dotation für sich erworben, im Jahre 1868 zu einem Familien-Nideicommiss hat erheben lassen und seit seinem Rücktritte aus der Stellung als Chef des Generalstabes der preussischen Armee zu seinem Ruheorte erkoren hat.

Moltke's Gemahlin, Frau Maria, geborene von Burt, welche mit ihm durch länger als fünfundsiebzig Jahre in glücklicher Ehe gelebt, sein silbes, ernstes Weien oft aufgehheitert und ihn zu munterer, übergehender Unterhaltung anzuregen verstanden hatte, ist bekanntlich am Weihnachtsabend 1868 verstorben. Eine Erkrankung, welche einem wintertlichen Spazierritte zugeschrieben wurde und welche in Gelenksrheumatismus überging, raffte sie hinweg. Die Häuslichkeit des vereinsamten, greisen Feldmarschalls theilt jetzt sein Nest, der Hauptmann Helmuth von Moltke vom Generalstabe, welchen der gnädige König ihm als persönlicher Adjutant beigegeben, und dessen Gemahlin, geborene Gräfin Moltke-Holtfeld. Die drei munteren Sproßlinge aus dieser Ehe, Alfred, Wilhelm und Elsa, sind das belebende Element in dem kleinen häuslichen Birtel, da eigene Kinder dem Feldmarschall nicht beschieden sind.

Lebendiges Naturgefühl und Liebe zur ländlichen Einsamkeit, deren Quelle, wie Humboldt sagt, in den Tiefen eines großen und edlen Charakters liegt, sind auch Moltke in hohem Grade eigen und machen ihm den Aufenthalt in seinem schlesischen Ländchen besonders lieb. Hier widmet er seine besondere Aufmerksamkeit der Bewirthschaftung des Gutes. Hier wandert er, ein preussischer Cincinnatus, schon am frühen Morgen, mit einem einfachen, schwarzen Rode bekleidet, in den Wirtschaftsräumen umher, prüft das Korn auf der Tenne, besichtigt das Vieh in den Ställen, giebt dem Inspektor und den Aufsehern die und da Vorschriften und wendet sich dann nach dem Parke und Garten, nahe dem Schlosse, zurück. Er mustert die dort gepflanzten Bäume, schneidet ab und zu einen dünnen Ast ab und stützt die jungen Bäumchen, damit sie kräftig heranwachsen und dereinst den Nachfolgern Schatten geben, — ein Bild seines Wirkens im Vaterlande, — und wandelt dann noch eine Zeit lang zwischen den Rosenbeeten umher; denn den Rosen, seinen Lieblingsblumen, widmet er seine besondere Sorgfalt und Pflege.

Drei muntere Kinder, welche uns bereits bekannt sind als die Kinder seines Neffen, des Hauptmanns von Moltke, springen mit frohem Lachen dem von seiner Morgenwanderung heimkehrenden Großvater oder „Dvapa“, — wie sie ihn nennen, — entgegen; dieser hebt eines nach dem anderen empor, führt auch wohl ein Weichen scherzend und belehrend eine Unterhaltung mit ihnen und begiebt sich dann auf sein Zimmer im Schlosse, um ein einfaches Gabeln abständig einzunehmen. Das Mittagessen wird um zwei Uhr im Familienkreise eingenommen. Auch in Kreisau ruhen die Dienstgeschäfte nicht ganz. Dem Feldmarschall ist während seiner langen Dienstzeit die Beschäftigung mit militärischen Angelegenheiten so zur Gewohnheit geworden, daß ihm auch jetzt, in seinem hohen Greisenalter,

bei der seltenen Geistesfrische mit klarem, festem Willen und fast ungebrochener körperlicher Kraft, die ihm zur Freude seiner zahlreichen Verehrer geblieben sind, etwas fehlen würde, wenn nicht das Vertrauen des Königs ihn als Vorsitzenden der Landesverteidigungs-Commission zu einem neuen Wirkungskreise berufen hätte, in welchem er auch jetzt noch seine Kräfte zum Besten des Vaterlandes fruchtbar verwenden kann. Die Nachmittagsstunden sind gewöhnlich der Beantwortung und Erledigung von Dienstschreiben und Briefen gewidmet, welche die Post täglich in großer Zahl bringt.

Zwischen die Dienstschreiben mannigfacher Art, welche die Thätigkeit des Feldmarschalls in Anspruch nehmen, drängen sich auch noch zahlreiche Privatschreiben, welche nicht selten sonderbare Zumuthungen enthalten. Hier ist eine stellenlose Gouvernante, die sich von dem Feldmarschall eine Unterstüßung erbittet, bis es ihr gelungen, eine neue Stelle zu finden; dort bittet ein lecher, junger Pächter ihn um ein Autograph, das doch natürlich in dem Album des kleinen Mädchens nicht fehlen darf; dort endlich erklärt sich ein genialer Kopf bereit, ihm das Geheimniß einer wichtigen militärischen Erfindung anzuvertrauen, welche alle Kriege überflüssig machen würde, und erbittet sich darauf eine angemessene Geldsumme als Voranschuss. Bei aller Liebeshwürdigkeit und Mildthätigkeit des Feldmarschalls ist es natürlich nicht möglich, allen diesen Anforderungen gerecht zu werden.

Die abendliche Whistpartie mit Richte und Kesse, wie sie Graf Moltke in Berlin an Winterabenden gewohnt ist, fällt in Kreisau meistens fort. Dafür entschädigt ihn musikalische Unterhaltung, da in der kleinen Gesellschaft, die Graf Moltke um sich zieht, gewöhnlich sich einige Freunde und Kenner der Tonkunst befinden, wie denn auch der Kesse des Grafen, Hauptmann von Moltke, ein trefflicher Musikkenner und Cellospicler ist. Mit Aufmerksamkeit folgt Graf Moltke den musikalischen Vorträgen, die vielleicht mit seinen Gedanken in schöner Harmonie zusammenklingen. Er schließt während der Musik Vorträge gern die Augen, um sich in seinem stillen Lauschen nicht durch äußere Wahrnehmungen stören zu lassen, und geht dann wohl aus dem Denken und Sinnen zum Träumen über.

Nah dem Parke von Kreisau befindet sich noch eine Stätte, welche eine besondere Anziehung auf den Feldmarschall übt, und von ihm öfters besucht wird.

Es ist ein stiller, friedlicher Sommerabend. Ueber den Baumkronen des Parkes dämmert mit mildem Scheine der Mond herauf, wie im Menschenherzen die Erinnerung. Durch die Gänge des Parkes schreitet noch ein einsamer Wanderer, in dessen Antlitz Alter und geistige Arbeit ihre Furchen gezogen haben, aber auch ein fast schmerzlicher Zug, wie Wehmuth und Trauer, spielt um die festgeschlossenen Lippen des ernsten Mannes. Das Ziel seiner spätabendlichen Wanderung ist ein mit sorgfältig gepflegten Fiersträuchern beplanzierter Hügel, auf dessen Gipfel sich ein einfacher, tempelähnlicher Bau erhebt. Moltke, — dieser ist der einsame Wanderer, — öffnet mit dem mitgeführten Schlüssel die Pforte und betritt das Innere des Grabtempels, der sich über der Gruft seiner innig geliebten, verstorbenen Gattin wölbt. Die Gestalt des Heilandes hat die Arme, gleichsam segnend, an der Gruft erhoben. Ueber seinem Haupte leuchten die Worte der Schrift: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.“

Vor dieser Inschrift und an dieser Gruft steht der stille, fromme Held, gebengten Hauptes, in tiefer Andacht in sich selbst verankert. Dann tritt er wieder hinaus, verschließt die Pforte und schreitet langsam durch den Park nach dem Schlosse zurück, wo er an der Seite der Heimgegangenen einst stüchtige glückliche Tage verlebte.

Kabdruck verboten.

Aus der Berliner Gesellschaft.

Berlin, im Februar.

Es scheint, als wolle Berlin diesjährig nachholen, was es infolge der großen, die ganze Nation berührenden Trauerfälle im vorigen Winter verkannt hat: selten hat das gesellige Leben höhere Bogen geschlagen als in den letzten drei Monaten. Am Hofe herrscht freilich noch immer Stille; zu dem ersten Flor, den man in den Märztagen des letzten Jahres anlegen mußte, ist jüngst ein neuer getreten, und auch in der übrigen Gesellschaft hat naturgemäß die Nachricht von den tragischen Vorkommnissen in Räterling vorübergehend Störungen des Verkehrs hervorgerufen, die um so empfindlicher zu spüren waren, weil das gesellige Treiben vorher, wie schon erwähnt, ein überaus lebhaftes gewesen. Von den öffentlichen Festlichkeiten nahm auch diesmal wieder der Ball der Berliner Presse das meiste Interesse in Anspruch. Es ist sicher ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß die Vertreter der höchsten Großmacht mit der Gesellschaft der Hauptstadt in so freundschaftlichen Beziehungen stehen. Wer das glänzend bewegte Bild in den Prachtzimmern der Philharmonie beobachtete, mußte sich sagen, daß der Charakter des Ganzen bei aller Brunnentatung doch der einer behaglichen und stimmungsvollen Familienfestlichkeit war. Der Contact zwischen Publicum und Presse wurde in diesem Falle allerdings noch durch ganz besonders holde Bande gefesselt: durch das ewig Weibliche, das in seiner anmuthigsten Verkörperung vertreten war. Viel bewundert wurden in der Präsidentenloge die Gattinnen zweier unserer gefeiertsten Schriftsteller, Baronin N. und Frau von S., deren ausdrucksvolle Köpfechen mit ihren leuchtenden Augen über die Sammet-Balustrade hinüber in das Gewühl des Saales lugten. Wie unglücklich fühle ich mich, daß ich von der Kunst, in Rhythmen hoher Begeisterung die Toiletten zu schildern, gar so wenig verstehe! Nur einige sind mir in der Erinnerung geblieben. Das baltische, reich mit altgoldnenem Besatz geschmückte Kostüm des Fräulein P. zeugte von auserlesenem künstlerischen Geschmack, nicht minder das duftige weiße Spitzenkleid, durch blaßblaue Seiden-Bandeaus unterbrochen, das die obenerwähnte Frau von S. trug. Die Gattin des bekannten Bildhauers M. erschien in einem decolletirten schwarzen Sammetkleide, dessen düstere Pracht ihrer eigenartigen Schönheit zu reizvoller Folie diente. Als hochlegant und originell fiel mir die lachsrothe, mit herrlichen schwarzen Spitzen übersäete Toilette einer jungen Dame der Aristokratie auf. Unter den Toiletten der weiblichen Schauspielerwelt, die sich nach Schluß der Theater recht zahlreich einfand und dem Ganzen in den Augen vieler ein erhöht interessantes Gepräge verlieh, fanden sich manche Gebilde capriciöser, sie und dort sogar recht eccentricer Art. Zwei wohlbekannte Sterne der

komischen Oper waren in flammfarbenen Seidenkleidern erschienen, deren Tabliers und Ärmelbänder schöner Goldschmuck zierte. Sehr reizend kleidete Fräulein D. vom Berliner Theater ihre weiße, mit zarten farbigen Blütenranken durchwobene Damastrobe. Auch eine orangefarbene Plüsch-Toilette mit reicher goldbrauner Stickerei erregte Aufsehen. Wenn ich schließlich noch hinzufüge, daß Grün in allen Nuancen ungemein zahlreich vertreten war, so hoffe ich, daß meine Leserinnen diesen kurzen Mode-Rapport vom Presse-Ball freudlich aufnehmen werden.

Nicht minder glänzende und farbenfreudige Bilder entwickelten sich auf dem Bühnen-Ball-Fest, das am letzten Sonnabend im Wintergarten des Central-Hotels stattfand. Der Charakter dieser Festlichkeit ähnelt dem des Balles der Berliner Presse in gewissen Grundzügen, nur ist er, wie das naturgemäß, weniger exclusiv, darum aber nicht minder elegant. Daß ihn unsere vornehme Welt ganz besonders gern besucht, ist erklärlich, denn einen volleren Kranz anmuthiger Frauengestalten findet man wohl selten beisammen. Die Berliner Bühne ist so reich an Schönheiten ersten Ranges, daß es nicht schwer halten würde, nach dem berühmten Muster von Spaa und dem minder berühmten von Turin eine Concurrenz von Schönheiten zu veranstalten, deren Bewerberinnen sich allein aus der Welt des holdesten Scheins rekrutirten. Wenn in solchen Falle die Palme gebührte, — wer mag das entscheiden? Preisen die Einen die schlank, königliche Figur und das camcegleiche, regelmäßig geschnittene Profil des Fräulein Jenny Groß vom königlichen Schauspiel, so wissen die Anderen nicht Rühmens genug von der mädchenhaften Lieblichkeit, durch die Fräulein Elise Lehmann vom Wallner-Theater erfreut. Loben die Einen die goldblonde Heroine des deutschen Theaters, Fräulein Pospischil, so fügen die Anderen Fräulein Thekla Klinghammer von der Bühne Barnab's helle Athmen der Begeisterung. Ich bin leider kein Paris und will mich nicht beschreiben; denn wenn ich auch in meiner Seele eine heimliche Marktelle besitze, auf der ich gern der Schönheit Opfer bringe, so schwärme ich doch mehr für das Schöne im Allgemeinen, als für eine einzelne Schöne. Das Erstere bringt mir sicher nimmer Gefahr, aber für letzteres Fall hat sich mein Herz noch nicht stichfest genug erwiesen.

Es ist unverzeihlich, daß ich in einem Plauderbriefe an die lebenswürdige Weltwelt von mir selbst spreche. Flugs ein anderes Bild und ein anderes Thema. . . Der Bühnenball, von dem ich vorhin erzählte, bringt mich noch einmal auf unsere Theater zurück. Es ist eine todtte Saison, — im Reiche der Musen herrscht arge Ebbe. Der Stücke, die man kluglos begrub, gab's mehr denn genug. Die französische Pöffe allein feiert Triumphe; groben Gabelknaden, wie „Madame Bonivard“, die bei Wallner weit über hundert Vorstellungen erzielen konnte, jubelt man zu, von Dramen ernsterer Richtung aber will man nichts wissen. Auch ein Zeichen der Zeit! Wildenbruch allein ist es gelungen, auch diesjährig wieder das wankelmüthige Publicum Berlins um sein siegreiches Banner zu scharen; er hat mehr Erfolg erreicht, als je, denn er hat sich auch die Herzen der Kinderwelt im Sturm erobert. Wer jener Separat-Aufführung der „Duihows“, die für die Schüler Berlins auf Befehl Sr. Majestät arrangirt wurde, nicht persönlich beigewohnt hat, kann sich keinen Begriff machen von dem Jubel und Entzücken der Kleinen bei Köhne Zinke's lustigen Liedern und den ernsthaft trauervollen Mienen bei der jungen Welt bei den tragischen Episoden des Dramas. Mit einer anderen patriotischen Dichtung, Ernst Scherenberg's „Germania“, hat das Victoria-Theater einen hübschen Erfolg erzielt, der indessen nicht am wenigsten der pomphaften Ausstattung, und den glanzvoll inscenirten Ballets zuzuschreiben ist. Ranzotti, der Schöpfer „Excelsiors“ und „Amors“, ist zuerst auf die ingenue Idee eines „getanzten Patriotismus“ verfallen. Im Concertleben nahm neben den Bilow-Concerten die Fest-Veranstaltung des großen Berliner Wagner-Vereins am Todestage des Meisters die erste Stelle ein. Die reichendsten Herrschaften wohnten diesem Concerte bis zum Schlusse bei, und alle Anwesenden konnten sich an dem blühenden Ansehen der Kaiserin, deren Trauer-Toilette nur eine im schwarzzammneten Kimbade des Capotehutes stehende Brillantbroche belebte, erfreuen. Auch der Kaiser, der die Pelzjacke seines Leib-Hüaren-Regiments trug, sah frisch und rüstig wie immer aus. Noch einer intimen Feier sei am Schlusse meines Briefes Erwähnung gethan, des Fest-Banketts, das die hiesige Literarische Gesellschaft, ein Verein, dem fast alle bedeutenden Schriftsteller und Journalisten Berlins angehören, zu Ehren Friedrich Spielhagens an dessen sechzigjährigem Geburtstag veranstaltet hatte. Auch diese Feier war in ihrem gelungenen Verlaufe ein neuer Beweis für das harmonische Zueinanderwirken jener Gesellschaftskreise Berlins, die zum guten Theile den geistigen Ferment der Hauptstadt bilden. N. v. Ab.



Kabdruck auch im Einzelnen verboten.

In Erwartung. Von Emma von Müller. Siehe das Bild, Seite 41. — Salz und Brod machen die Wangen roth“, heißt es zwar im Sprichworte, aber Butter dazu macht sie auch nicht blaß, und jedenfalls ist sie schmackhafter. Kein Wunder daher, daß die Kleinen Vorkermäuler sehnsüchtig dem Augenblicke entgegensehen, in dem die Milch im Butterfasse sich zu Butter verdichtet haben wird. Hunger ist freilich ein guter Koch; das kleinste der beiden erwartungsfreudigen Kinder auf unserem Bilde hat schon tüchtig in seine Schmitte hineingebissen, noch ehe die Butter fertig ist. Wohl dem, der sich an seinem täglich' Brod genügen läßt.

Das Leichenbegängniß des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich: Der Trauerzug vor der Kapuzinerkirche, der Gruft der Habsburger, am Neuen Markte zu Wien. Von W. Gause. Siehe das Bild, Seite 44. — In der Begräbnisstätte der Habsburger, der Kapuzinergruft, hat Kronprinz Rudolf, der so früh aus dem Leben geschiedene Erbe der österreichisch-ungarischen Monarchie, die letzte Ruhe gefunden. Am 5. Februar erfolgte die Ueberführung der irdischen Ueberreste des Erzherzogs aus der Augustiner-Hofkirche, wo die Leiche auf dem Paradebette ausgestellt gewesen war, nach der Kapuzinerkirche und die Beisetzung in der Gruft. Aller kaiserlicher Trauerpunkt geleitete den todtlen Kaisersohn zu Grabe, wenn auch der Kaiser von Oesterreich in Anbetracht der besonderen Umstände des Trauerfalles die befreundeten Höfe von einer Theilnahme an dem Leichenbegängniße abzusehen gebeten hatte. Hof-Journee, ein Kapellen-Gehülfe mit dem Kreuze, die



Nachdruck verboten.

Sekt!

Eine Plauderei von Hanns von Spielberg.

Als ich leichtfertiger Jüngling einmal meinen guten, lieben Großpapa als Gast an unserem Freundes-tisch in dem gemütlichen Winterzimmer bei Dressel hatte und fast am Schlusse des kleinen Dinners eine Flasche Pommery Greno bestellte, runzelte der alte Herr gewaltig die Stirne und raunte mir zu: „Leichtsin, Leichtsin, Sekt trinkt man wohl zu Hochzeiten, Kindtaufen und anderen hohen Festen, aber...“

„Aber ich habe ja doch weder Gelegenheit zu einer Hochzeit, noch gar zu einer Taufe,“ konnte ich damals noch mit gutem Gewissen entgegenen. „Und was die sonstigen Feste anbetrifft, so zähle ich Großvaters Besuch ganz entschieden zu den höchsten.“

Großväterchen brummte od etwas von Karrenspößen in seinen weißen Schnauzbart, — getrunken hat er den Pommery dennoch, und wenn mich nicht Alles täuschte, so hat er ihm sogar ganz vortrefflich gemundet. Ich Springindiewelt aber meinte nun erst recht, daß ein hohes Fest (und die Gelegenheiten für die Constatirung von hohen Festen fand ich allezeit) ohne Sekt, — echten — französischen natürlich, — ganz unmöglich sei....

Wie sich doch die Zeiten ändern! Heute habe ich mich im Kreislauf der Dinge fast schon ganz zur Ansicht von Großväterchen bekehrt und wende und drehe die Börse zehnmal herum, ehe ich mir eine Flasche „Schaum“ leiste, obwohl sie mir grade so vortrefflich mundet, wie damals der Pommery meinem lieben Großpapa.

Es mag wohl daher kommen, daß die Feste seltener werden, wenn das Haar sich bleicht. —

Und andererseits wiederum muß ich doch auch heute noch gestehen, ein gutes Diner ohne ein Glas Sekt, ein glänzendes Ballfest ohne pridelnden Champagner vermag ich mir nicht zu denken. Der Sekt ist sicher nicht die Krone der Weine, wenn man ihn auch den „Wein der Könige“ getauft hat, aber er ist ein prächtiger Gefell, der wie kein anderer die Herzen und die Zungen löst, der den schwerfälligen Geist zum rascheren Tempo zwingt, — ein treuer Schutzgenosse des lachenden Humors. Und mag man es einen kleinen Rückblick nennen, mir ist die Erinnerung dennoch werth und theuer, und jedesmal steigt sie in mir empor, wenn ich mein Spitzglas erhebe: im schäumenden Sekt trank ich jederzeit dem Wohlwollen meines Kaisers, mit perlendem Schaumwein stieß ich zum ersten Male mit meiner Braut an, und das Champagner-Glas in der Hand, küßte die Gattin mir beim Hochzeitsmahle leise zu: „Ich habe Dich lieb, so lieb!“

Ja, ja, der alte Dom Pérignon, der wadere Benedictiner von der Abtei Hautvillers, dem man, sei's mit Recht oder Unrecht,

edlen Dame einst der treffliche Stettenheim sang:

„Begehrtes Weib, das keinen Korb gegeben,
Als den man selber sich bei dir bestellt.“

und in unseren trefflichen deutschen Schaumwein-Fabriken: man thut daher Unrecht, von echtem und unechtem Sekt zu sprechen, und dabei echt mit französisch und unecht mit deutsch synonym zu stellen. Höchstens könnte man definiren: echt ist jeder Schaumwein, in dem die Kohlensäure, „der Mouffeuze“, lediglich durch Gährung unter Zusatz von Zucker und Cognac erzeugt wird, — unecht dagegen derjenige, dem die Kohlensäure künstlich eingepumpt ist; der letztere verdient aber überhaupt nicht den Namen Champagner, er ist eine Limonade gazeuse und nicht mehr.

Allerdings gehöre ich für meine Person nicht zu jenen, welche den deutschen Schaumwein dem Geschmack nach über jeden französischen stellen oder den ersteren doch unbedingt für voll gleichberechtigt erklären. Wenn ich mir ein offenes Urtheil erlauben darf, so meine ich, die Sache liegt denn doch wohl etwas anders; die ersten und ältesten Häuser der Champagne: Cliquot, Moët, Deutz, Geldermann, Pommery, Koederer, und wie sie noch heißen mögen, haben sich für ihre Erzeugnisse immer noch einen nicht zu bestreitenden Vorrang bewahrt, und er wird ihnen so leicht nicht zu nehmen sein. Einmal eignet sich die auf dem Kaliboden der Champagne in guter Lage gewachsene Traube, über welche sie verfügen, vorzüglich zur Fabrication, dann gebieten jene Weltgeschäfte über enorme Lager und so reiche Mittel, daß sie auch in schlechten Jahren aus ihren Beständen ein vortreffliches „Cuvée“, — so nennt der Fachmann den Zusammenstich verschiedener Weinorten vor dem Beginn der Fabrication, — herstellen können, und endlich arbeiten sie auf Grund langer Erfahrungen und mit geradzumusterartigen Einrichtungen. Aber Alles dies gilt auch nur für die besten Sorten der allerersten Champagner-Häuser und läßt sich keineswegs auf die Anzahl von billigen und erst recht zu theuren Marken übertragen, mit denen Frankreich uns außerdem überschwemmt. Den Letzteren sind die Schaumweine unserer guten deutschen Fabriken allerdings durchweg überlegen. Meine persönliche Ansicht ist also die: der vaterländische Schaumwein ist vorzüglich, er mundet und bekommt gut, ergo ich bevorzuge ihn, zumal er bedeutend billiger ist. Das hindert jedoch nicht, daß ich mir und meinen Gästen, so es nämlich meine Mittel erlauben, auch wohl einmal ein Glas französischen Champagners, — bester Marke aber, — vorlese; ebenso trinke ich ja auch meinen Bordeaux, ohne mich für minder patriotisch gefunnt zu halten, denn:

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern.“

Die sogenannten Kostproben, von denen uns Braun-Wiesbaden in seinem Champagner-Büchlein ein köstliches Beispiel giebt, können für mich nicht maßgebend sein, wenn

auch die bewährtesten Zungen dabei Koederer und irgend einen deutschen Schaumwein verwechseln. Jeder wirkliche Weinkenner weiß ganz genau, wie unendlich schwer es ist, sich bei längeren Proben eine ungetrübte Zunge zu erhalten, zumal beim Champagnerproben, — wenn der Sekt hübsch kalt gemacht ist!

Die deutsche Schaumwein-Fabrikation hat jedenfalls ein gutes Recht, auf die bis heute errungenen Erfolge stolz zu sein, denn sie erlämpfte sie sich im Widerstreit mit schweren Vorurtheilen und mußte herbes Lehrgeld zahlen, ehe sie ihre heutige Höhe erreichen konnte. Seit dem Jahre 1826, in welchem (eine wohl wenig bekannte Thatsache) die erste deutsche Schaumwein-Fabrik — zu Grünberg in Schlesien gegründet wurde, hat die vaterländische Industrie sich langsam, aber stetig vergrößert und in den letzten Jahrzehnten, trotz erdrückenden Wettstreites, den Weltmarkt erobert. Ueberall in unseren heimischen Weinländern sind großartige Etablissements für die Schaumwein-Bereitung entstanden, abgesehen von allem Anderen zum wahren Heil unserer Winzer, denen sie einen gesicherten Absatz auch bei ungünstiger Conjunction gewährleisteten, — überall hat der deutsche Schaumwein sich aber auch ein Heimathrecht auf unseren Tafeln erworben, und die Fälle werden immer seltener, in denen er unter fremder Flagge zu segeln gezwungen ist. Der mouffirende Hochheimer, die Weine von Kloss und Förster, von Ewald in Radesheim, von Hoehl in Geisenheim, der in Schlesien überall eingeführte vorzügliche Sekt von Grempler aus Grünberg und eine große Anzahl anderer Marken verdienen eine uneingeschränkte Anerkennung.

Die Auswahl der Weine ist gewiß meist das sorgsam gehütete Recht des gestrengen Hausherrn, aber ich erinnere mich doch auch mit besonderem Vergnügen kleiner, reizender Dinners von denen ich weiß, daß die Gnädigste höchstselbst die Directiven über die Weine ausgegeben hatte, — nicht zum Nachtheil der Gäste! Da dieser Fall also constatirt ist, darf ich vielleicht ein wenig über die Wahl und das richtige Einfließen des Sektes plaudern, wobei ich weniger dem üblichen Schema, als, egoistisch genug, meinem persönlichen Geschmack folge.

Ich halte es zum Beispiel, grade heraus gesagt, nicht für richtig, während eines ganzen Dinners zwischen den übrigen Weinen unaufhörlich Sekt einzuschleusen zu lassen, wie ich es bei einigen glänzenden Dinners in Hamburg sah. Der pridelnde Schaumwein darf nur eine Etappe gleichsam in der Aufeinanderfolge der Kellergenüsse bilden, man darf ihn nicht einmal zu früh in's Gesicht führen, — als Haupttruppe nämlich. Wohl aber empfiehlt es sich, vorausgesetzt, daß man nicht etwa St. Peray zu Aupstern bestimmt, ein oder einige Gläser unmittelbar nach der Suppe als Travaillours zu geben, denn hier kommt die animirende Wirkung des pridelnden Champagners am besten zur Geltung; er vercheucht gleich von Anfang an die leise Befangenheit, welche nur zu leicht die erste Viertelstunde jedes gesellschaftlichen Zusammenseins störend beeinflusst. Als Reserve soll der Sekt jedoch erst zum Vortritt erscheinen, ja, man darf mit ihm bis nach demselben warten, und es genügt dann, — vielleicht auch dieser practische Wink nicht unerwünscht, — wenn man auf etwa drei Personen eine Flasche rechnet: wohlverstanden bei einem sonst reichhaltigen, mit verschiedenen Weinforten garnirten Menü. Für den Sekt nach der Suppe empfiehlt sich ganz besonders ein kräftiger, trockener und weniger süßer Mouffeuze, wie ihn die rheinischen Riesling-Trauben so vortrefflich liefern, oder etwa ein Deutz und Geldermann extra dry, — für den später zu servirenden Champagner eine leichtere und ein wenig süßere Marke. Indessen wird man hierbei der Zusammenziehung der Tischgesellschaft billige Rechnung tragen können: bei Herrendinners findet der herbere Sekt erfahrungsmäßig mehr Anklang. Soll durchaus, wie dies in England vielfach Gebrauch, zu den Mittelschiffeln noch eine besondere Marke eingeschoben werden, so muß es eine der trockeneren, mehr „Körper“ darbietenden sein: der deutsche Sparkling Hock, — der mouffirende Hochheimer, — hat sich grade durch diese Eigenschaften so viele Freunde bei den britischen Kennern geschaffen. Schaumwein bei einem Ball-Souper soll möglichst leicht sein.

Die Wahl der Gläser gehört zu dem unbestrittenen Ressort der Hausfrau, und sie spielt grade für den Sekt eine hervorragende Rolle. Als ich in die Geheimnisse des Champagnertrinkens von erfahrenen Freunden eingeweiht wurde, kannte man eigentlich lediglich die hohen Spitzgläser, denen dann die flachen Schalen lebhaftere Concurrenz machten, während jetzt vielfach ein süßliches, fast becherartiges Glas auf unseren Tafeln aufsteht. Wenn ich offen sein soll: ich gebe dem alten Spitzglas, als dessen Erfinder der wadere Dom Pérignon in höchst eigener Person gerühmt wird, unbedingt den Vorzug, da sich in ihm der Mouffeuze am schönsten entwickelt und am längsten hält. Nur für den unmittelbar nach der Suppe gereichten Sekt lasse ich eine andere Form gern gelten, einmal der Abwechslung halber und dann auch, weil er schneller getrunken wird, — hier sind 3. B. zierliche, rosa angehauchte Krystallschalen oder die buntbemalten kleinen Becher völlig an ihrem Plage. Sehr bemerkenswerth ist mir stets ein Wink erschienen, den ich einem bewährten Fachmanne verdanke: Sektgläser dürfen nicht unmittelbar, ehe sie auf den Tisch kommen, gespült werden. Grade die feinen, dem Auge unsichtbaren Staubpartikelchen, welche sich in jedem ganz trockenem Glase angehängt haben, tragen wesentlich zur Erhöhung des Mouffeuze bei, indem sie die Kohlensäure-Bläschen sammeln, sie dann aufschneiden und in Bewegung halten.

Und wie servirt man den Sekt? Es wäre abgeschmackt, dafür eine besondere Regel ertheilen zu wollen, denn für größere Gesellschaften ist ja das bequeme Eingießen aus der weiß umhüllten Flasche durch den Diener allgemein üblich geworden. Im kleineren Freundestreise aber ergiebt es sich von selbst, daß jene im Sektflüßler an (oder weniger gut) auf den Tisch gebracht wird. Ich möchte nur jenen abscheulichen Silbertröpfen den Krieg erklären, die man gemeinlich als Sektflüßler sieht; sie sind in ihrer langweiligen cylindrischen Rundung gradezu geschmackswidrig und mahnen mich unwillkürlich an die Restauration. Wie reizend ist dagegen ein breiter, bronzener Kübel, in dessen Eisfüllung sich bequem mehrere Flaschen betten, und der auf einem niederen Tabouret sich recht handlich zur Seite des Hausherrn rollen läßt.

Was wohl Großväterchen sagte, wenn er diese spaltenlange Abhandlung über den Champagner aus der Feder seines leichtsinnigen Enkels lesen würde? —

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.